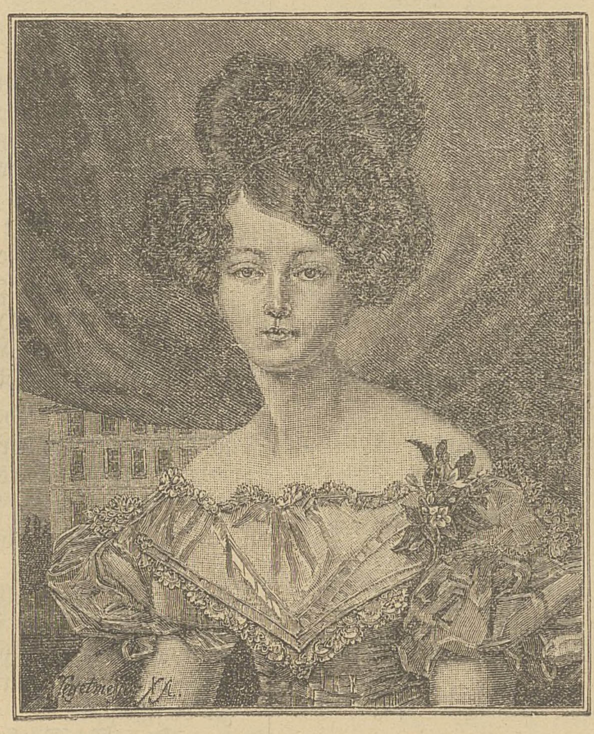


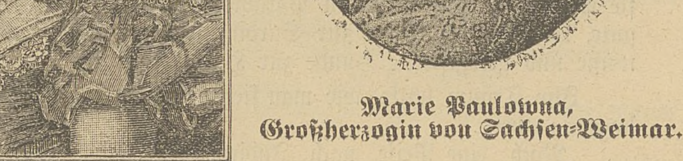
Nr. 4. Posen, den 26. Januar. 1890.

Aus dem Elternhause der Kaiserin Augusta.



Karl Friedrich,
Großherzog von Sachsen-Weimar.





Marie Paulowna,
Großherzogin von Sachsen-Weimar.

Jugendbild der Kaiserin Augusta.

Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar, der edle Sohn Karl Augusts, geboren 2. Februar 1783, suchte dem Beispiele seines Vaters zu folgen. Als Erbprinz sowohl wie später als Großherzog war er unablässig bemüht, sein Land glücklich zu machen. Es war ihm dabei unwichtig, ob das begonnene Gute glänzte. In seiner Herzensgüte, die der Grundzug seines Charakters war, und in der Liebe und Verehrung seiner Gemahlin überließ er dieser völlig die Erziehung der Prinzessinnen Marie und Augusta wie des Erbprinzen Karl Alexander. Nach streng geordnetem Schulplan wurde der Unterricht von den bedeutendsten Lehrern Weimars und Jenas ertheilt, Musik unter Leitung Hummels bis zur Komposition gepflegt. Außerdem hielten Goethe, der Maler Meyer u. a. wissenschaftliche Vorträge, denen Maria Paulowna meist selbst beiwohnte.

Maria Paulowna war am 16. Februar 1786 als fünftes Kind des Kaisers Paul von Rußland und seiner zweiten Gemahlin, Maria Feodorowna, Prinzessin von Württemberg, geboren. Ihre Vermählung mit Karl Friedrich, dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar, fand am 3. August 1804 statt. Sie verließ die Pracht des russischen Kaiserhauses, um in der kleinen Residenz Weimar ein Heim zu finden. Das heimathliche Deutsch der kaiserlichen Mutter war Umgangssprache am russischen Hofe, wo man die deutschen Dichter hochschätzte. Mit Freude begrüßte Weimar das nordische Fürstenkind, unermeßlich war der Jubel, als die Neuvermählten am 9. November 1804 in Weimar einzogen.

Mit dem idealsten Streben, selbst fleißig zu lernen, und bemüht, dem Großherzogthum neue Größen der Kunst und Wissenschaft zuzuführen, blieb inmitten der schweren langen Kriegszeit Maria Paulowna besonders die Aufgabe, Wunden zu heilen. Dabei war es ihre Sorge, die Kinder mit Strenge zu Arbeit und Einfachheit zu erziehen.

Als großherzogliche Prinzessin, wie sie eins unsrer Bildnisse zeigt, hat die Kaiserin Augusta unter dem erziehenden Vorbilde ihrer Eltern bereits empfinden gelernt, was später der Wahlspruch ihres Lebens wurde: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Notre Père qui êtes aux cieux . . .

Kreolische Erzählung von Charles Baissac.

(Nachdruck verboten.)

Schon lange, meine liebe Kleine, bin ich Dir eine Geschichte schuldig. Hier hast Du sie. Wer seine Schulden bezahlt, bereichert sich, sagt ein französisches Sprichwort. Ich will es wieder einmal an mir probiren.

Hatte der Kapitän Dreyfus dem Chevalier Herglaz wirklich das Leben gerettet in dem Kampfe, da ihr Kaperschiff den „Blue and White" der Ostindischen Kompagnie in Grund bohrte? Der Chevalier behauptete es bei seiner Ehre; der Kapitän wehrte sich energisch dagegen und schwor, daß der Chevalier, der eine feine Klinge schlug, sich ganz allein aus der Affaire gezogen hätte — trotz der acht Matrosen, die ihn in die Enge getrieben hatten. Was aber außer allem Zweifel steht, ist die Thatsache, daß einige Tage später bei stürmischem Wetter der Kapitän den Chevalier, welcher ungeschickterweise über Bord gefallen war, als er bei der Wendung des Schiffes helfen wollte, wieder auffischte.

„Sie werden wohl nicht sagen wollen, Kapitän, daß ich mich auch hier mit meiner feinen Klinge aus der Affaire gezogen hätte: ich kann nicht schwimmen!" sagte der Chevalier.

„Oh, mein Gott, Chevalier, wenn man Ihre Kaltblütigkeit besitzt! Und merken Sie sich, man kann immer schwimmen: der Beweis dafür ist, daß ich mich nicht erinnere, es je gelernt zu haben . . ."

So viel steht jedenfalls fest, daß seit dieser Zeit der Kapitän und der Chevalier wie zwei Finger an einer Hand waren — wenn auch wie Finger, die manchmal etwas weit von einander entfernt sind, da der Chevalier sein Besitzthum auf Mauritius nutzbar machte, während der Kapitän nach beendigter Winterregenzeit alljährlich eine Reise nach Indien oder Madagaskar unternahm.

Sie stammten beide aus der Bretagne, und es war ihr Lieblingstraum, dort zusammen ihre Tage zu verbringen. Man wollte auf gemeinsame Kosten ein altes Schlößchen oder Jagdhaus kaufen — ganz nahe am Meere, mit einer großen, grünen Wiesenfläche, auf der die kleinen schwarzen und rothbraunen Kühe friedlich grasten; daneben ein großes Ackerfeld mit Buchweizen, ganz weiß von Blüthen unter den schwerbeladenen Obstbäumen: zum Frühstück moussirenden Apfelwein von der Farbe des Goldes; am Abend guten alten Wein von der Farbe der Zwiebelschale, den sie schon auf Maritius hätten erhalten sollen und der nun nochmals das Meer passiren und sie endlich in ihrem kleinen Paradies auffinden würde; eine gute, kohlschwarze Barke zur Sardinenfischerei und vier gute, weiße und gelbgefleckte Hunde zur Hasen- und Hühnerjagd.

Ihr Traum hatte, wie man sieht, alle Farben des Regenbogens; aber . . .

„Noch eine Reise nach Indien, die letzte!" sagte der Kapitän.

„Noch eine Kaffee-Ernte, die letzte!" sagte der Chevalier.

„Dann ist's gesagt!"

„Dann ist's gethan!"

Der Kapitän kam zurück; aber der Chevalier war nicht bereit. Er mußte seine Pflanzung verkaufen und zwar gut verkaufen; jede Uebereilung würde Schaden bringen.

Der Kapitän war darüber sehr unglücklich.

„Wissen Sie 'was, Kapitän, reisen Sie voraus und bereiten Sie Alles vor: und als Garantie, das ich Ihnen sobald als nur irgend möglich folgen werde, gebe ich Ihnen den Kleinen mit. Er ist ohnehin fünf Jahre alt und braucht seine Amme nicht mehr, auch muß man an seine Erziehung denken. Sie können unterdessen damit beginnen: Religion, Kapitän, vor Allem Religion! und dann Reiten und Fechten. Vor Allem aber soll er schwimmen lernen — Sie wissen warum; und zur Erinnerung an seine gute Mutter können Sie ihm Tanzstunden geben lassen."

Der kleine Iwan liebte Papa Kapitän eben so sehr als Papa Chevalier. Er nahm mit herzlichen Küssen Abschied von seiner Amme Rosalba, die ihn an's Ufer getragen hatte; die arme Negerin hing ihm ein goldenes Kreuz — das einzige Kleinod, das sie besaß — um den Hals; der Chevalier nahm ihn auf den Arm, drückte ihn lange an sein Herz und übergab ihn dann dem Kapitän, der ihn im Kahn zwischen seine Kniee setzte.

„Vorwärts!" rief er mit etwas zitternder Stimme, und der Kahn stach in See und ruderte auf den „Arnove" zu, der sich schon gewendet hatte.

Von dem kleinen Berge am Ufer aus sah der Chevalier das letzte Toppsegel des Fahrzeuges, welches seinen Sohn trug, am Horizont verschwinden.

Der Kapitän lief das Kap der guten Hoffnung an, von wo aus der Chevalier vier Monate später einen Brief empfing, der ihm meldete, daß der kleine Iwan gesund wäre; man segelte wieder ab und diesmal wollte man erst anhalten, wenn Belle-Isle, eine kleine Insel nahe der Südküste der Bretagne erreicht wäre.

Der Kapitän hütete sich wohl, dem Chevalier zu schreiben, daß an Bord des „Arnove" zwei Blatternfälle mit tödtlichem Ausgang vorgekommen waren.

* * *

Zwei Monate später schleppte sich ein im Sinken begriffenes Schiff durch ein wahres Wunder bis zur Rhede von St. Paul de Loando. Von der ganzen Bemannung waren nur noch zwei Mann, ein Kaffer und ein Holländer am Leben; die übrigen waren, wie es schien, einer ansteckenden Krankheit erlegen, die an Bord ausgebrochen war, oder von einer Sturzsee über Bord gefegt worden, die das Schiff nahezu versenkt und sogar sämmtliche Schiffspapiere mitgenommen hatte.

Wie hieß das Fahrzeug?
Aus welchem Hafen kam es?
Nach welchem Hafen segelte es?
Wie hieß der Kapitän?

Der Kaffer und der Holländer verstanden sich nicht genug, so daß ihre Antworten widersprechend und undeutlich ausfielen. Nicht daß es die portugiesische Obrigkeit an einer genauen Untersuchung hätte fehlen lassen!

Der Hafenkapitän hatte das verpestete Schiff persönlich in einer Entfernung von kaum einer halben Kabellänge umfahren; er hatte selbst den zwei Männern, die merkten, daß ihr Fahrzeug unter ihnen versank, eine Barke geschickt, wobei er ihnen aber, wohlverstanden, verbot, Kleidungsstücke mitzunehmen — aus Furcht, den Ansteckungsstoff aufs feste Land zu verschleppen.

Das Schiff aber war senkrecht auf den Grund gesunken.

Der Kaffer stieg an's Land; in seinen Armen trug er ein weißes Kind, das „Jung Herr" hieß. Sonst war aus dem Kaffer und dem Holländer nichts herauszubringen.

Einer Dame aus dem Binnenland, die sich auf der Reise in St. Paul aufhielt, gefiel das hübsche Kind; er gab es ihr.

* * *

Ein Jahr war verflossen, und der Chevalier hatte keine weiteren Nachrichten empfangen. Er schrieb nach Frankreich. Zehn Monate später erhielt er die Versicherung, daß der „Arnove" weder in Belle-Isle noch in einem anderen Hafen der Republik erschienen wäre. Er wartete noch ein Jahr — vergebens.

Indessen war es ihm gelungen, sein Besitzthum vortheilhaft zu verkaufen. Sollte er nach der Bretagne abreisen?

Was sollte er dort thun — dort, wo sie zu Zweien ihre letzten Tage verbringen wollten?

Armer Chevalier!

Er war in die Stadt gezogen und bewohnte jetzt ein Häuschen am Fuße des Berges, von dessen Gipfel aus er den „Arnove“ hatte verschwinden sehen. Jeden Tag saß er an dieser Stelle und blickte hinaus auf das weite, blaue Meer. Wenn manchmal ein Segel die Richtung nach dem Ankerplatz verfolgte, eilte er rasch zum Hafen hinab; er fragte und forschte und kam dann des Abends mit noch wankenderem Schritt als sonst in sein ödes Haus zurück.

Am nächsten Morgen sah er dann wieder viel älter aus; Rosalba weinte, da sie sah, daß er sterben würde, ohne seinen kleinen Iwan zu küssen, der nicht todt war, wie sie wohl wußte, denn sie erwachte oft in der Nacht ganz plötzlich, weil er zu trinken verlangte. Und wenn ihr kleiner Herr todt wäre, würde er da zu trinken verlangen? Lächerlich!“

Eines Morgens fühlte sich der Chevalier so schwach, daß er gar nicht aufstand: er erkannte, daß sein letztes Stündchen nahe war, ließ Rosalba kommen und verlangte Schreibmaterial. Sie stützte seinen Rücken durch einen Stoß Kissen, und er schrieb mit zitternder Hand einige Zeilen auf zwei Blätter Papier. Das eine war eine Freilassungsurkunde für Rosalba, das andere enthielt seinen letzten Willen. Er faltete es, versiegelte es und schrieb auf die Adresse:

„An meinen Sohn, den Chevalier Herglaz.“

„Ich gehe von hinnen,“ sagte er zu der Negerin, „aber ich fühle es, ich weiß es, — Gott erlaubt uns in unserer letzten Stunde, in seinen Geheimnissen zu lesen, — er wird wieder kommen. Erwarte ihn. Sein Vermögen befindet sich da drinnen; verbirg es gut und übergieb es ihm seiner Zeit mit dem Degen da, der zu Häupten meines Bettes hängt. Nimm so viel davon, als Du zu meiner Beerdigung brauchst, und lasse meinen Namen auf dem Stein verzeichnen; ich will, daß er an meinem Grabe beten kann. Er ist jetzt acht Jahre alt; zähle gut und verliere die Geduld nicht: er wird wiederkommen. Nun hole mir den Priester.“

Und der Chevalier starb.

* * *

Zehn Jahre später wurde die Sennora Sanchez, eine reiche Grundbesitzerin in der Provinz Loando,*) von einem unwiderstehlichen Verlangen befallen, Portugal, ihr Vaterland, wiederzusehen. Sie überließ ihre Besitzung der Obhut ihres Hausmeisters Pinto und machte sich dann, von ihrem Sohn Miguel begleitet, auf den Weg nach St. Paul de Loando, um sich dort auf dem ersten Schiffe, das nach Europa abging, einzuschiffen.

Als Miguel vom Kamme der Hügel aus, zu deren Füßen die Ebene von St. Paul sich ausdehnte, das Meer erblickte, fühlte er im Herzen eine seltsame, unerklärliche Erschütterung. Dieses große blaue Wasser — er hatte es schon gesehen, er erkannte es.

„Mutter,“ sagte er, „warum hast Du mir nie gesagt, daß Du mich ganz klein nach St. Paul gebracht hast?“

Die alte Sennora gab keine Antwort.

Als man in St. Paul war, erkundigte sich Miguel.

Ein Schiff sollte in vierzehn Tagen nach Lissabon absegeln; aber Portugal wäre im Krieg mit einem Lande, das Frankreich hieße. Das Einschiffen wäre mit Gefahr verbunden; man könnte einem feindlichen Schiff begegnen.

„Wie Gott will!“ sagte die Sennora; sie wollten trotzdem abreisen.

Miguel begab sich an Bord, um sich mit dem Kapitän zu verständigen. Als er die Strickleiter erklettert hatte und auf der Schiffbrücke stand, konnte er nur mit Mühe einen Ausruf der Ueberraschung zurückhalten.

Er blieb unbeweglich stehen, betrachtete aufmerksam Alles, was sich seinen Blicken darbot, in den Tiefen seines Gedächtnisses erwachte das lebendige Bild aller der neuen Gegenstände, die ihn umgaben.

———

*) Portugiesische Besitzung an der Südwestküste von Afrika mit der Hauptstadt St. Paul de Loanda.

Diese hohen Maste! diese langen Taue! diese gähnenden Räume, die sich zu seinen Füßen öffneten! aber wann und wo hatte er so etwas schon gesehen?

Er setzte sich auf eine Taurolle, verbarg den Kopf zwischen den Händen, schloß die Augen und blickte in die Vergangenheit zurück. Er sah sie wieder. Er war ganz klein, auf einem Schiff und spielte am Fuße eines Mastes, ein Mann kam von hinten her, hob ihn empor in die Luft und küßte ihn. Und dieser Mann hieß? . . .

Fremd klingende Silben drängten sich auf seine Lippen; er öffnete die Augen wieder und schritt auf die Kajüte des Kapitäns zu: — er kannte den Weg. Die Kajüte war offen und leer: das Kruzifix stand an derselben Stelle; er kniete nieder und murmelte:

„Notre Père, qui êtes aux cieux . . .“

Welche Sprache war das?

Er wußte es nicht, aber die Worte waren gewiß dieselben, die man ihn jeden Morgen und Abend wiederholen ließ; er würde sie nicht mehr vergessen — „Notre Père, qui êtes aux cieux . . .“

Miguel betete zu Gott, er möchte seinem Gedächtniß nachhelfen.

Die „Donna Inez“ war seit einer Woche von St. Paul abgesegelt.

Am Morgen des achten Tages war sie zwei Kabellängen von einem Schiff entfernt, das sie herankommen ließ, die dreifarbige französische Fahne aufhißte, durch einen Kanonenschuß den Befehl zum Halten gab und die „Donna Inez“ besetzte.

Die „Donna“ war alt und schwer; der „Agile“ segelte nach Mauritius, der damaligen Isle de France. Wie sollte er mit einer solchen Boje als Geleitschiff das Kap umschiffen?

Der Kapitän Mervieux ließ Alles auf den „Agile“ schaffen, was auf der „Donna Inez“ des Umladens werth war; dann wurde die arme Barke unter dem Bugspriet angebohrt. Sie sank, ächzte, sank weiter, steckte die Nase unter das Wasser, zeigte das Kupfer ihres Hecks und verschwand.

Obwohl ein Pirat, war der Kapitän Mervieux doch kein Bösewicht.

Miguel und seine Mutter waren ganz frei an Bord. Miguel hörte ihn in einer unbekannten Sprache mit all' den Männern reden, die ihn umgaben, und diese neue Sprache tönte wie ein vertrautes Echo an sein Ohr; diese Worte — daran konnte er nicht zweifeln — hatte er in seiner Kindheit gelallt.

Am dritten Tage konnte er nicht mehr an sich halten.

„Mutter,“ sagte er zu der alten Sennora, „wer hat denn Französisch mit mir gesprochen, als ich klein war?“

Die Sennora sah ihn lange an, ohne zu antworten.

„Du bist toll, Miguel,“ sagte sie endlich.

Aber Miguel war durchaus nicht toll; er stieg wieder auf die Kommandobrücke.

Der Kapitän lehnte am Geländer neben dem Steuer. Miguel ging geradewegs auf ihn zu, sah ihm voll ins Gesicht und sagte mit lauter Stimme: „Notre Père, qui êtes aux cieux.“

„Ei sieh da! Sie sprechen also Französisch?“ fragte der Kapitän mit einer Geberde lebhafter Ueberraschung.

Miguel begriff diese Geberde. Mit zwei Sprüngen eilte er die Treppe hinab und auf seine Mutter zu.

„Sennora,“ fragte er sie mit herrischer Stimme, „weshalb haben Sie mir nie gesagt, daß ich ein Franzose bin?“

Die arme Frau erhob sich erschreckt.

„Leugnen Sie es nicht, um Gotteswillen, leugnen Sie es nicht! Es ist unnütz. Antworten Sie mir!“

Sie barg ihr Gesicht zwischen den Händen und begann zu weinen.

Miguel kniete neben ihr nieder.

„Er will mich nicht mehr Mutter nennen,“ sagte sie unter Thränen.

Er ergriff ihre alten zitternden Hände und bedeckte sie mit Küssen; er nannte sie zehnmal seine liebe Mutter und sprach ihr liebreich und tröstend zu.

Dann offenbarte sie ihm Alles, was sie selbst wußte.

Vor dreizehn Jahren hätte ihn ihr ein Kaffer auf den Straßen von St. Paul gegeben; da der Kaffer eine ihr unbekannte Sprache redete, hätte sie nicht erfahren können, wer er wäre oder woher er käme. Sie wäre wieder nach dem Innern des Landes abgereist, und da sie keine Kinder hatte und sie ihn liebgewann, hätte sie ihn an Kindesstatt angenommen.

Das wäre Alles, was sie ihm sagen könnte — so schwor sie ihm bei allen Heiligen des Paradieses.

Man hatte das Kap umschifft.

Acht Tage noch, und der „Agile" sollte auf der Rhede von Port Napoleon — wie Port Louis zu jener Zeit hieß — die Anker auswerfen.

Miguel, der sich nach und nach in französischer Sprache verständlich machen konnte, erzählte dem Kapitän, was er von seiner Lebensgeschichte wußte.

Der Kapitän, welcher seit langer Zeit unsere Meere befuhr, fand in einem verborgenen Winkel seines Gedächtnisses eine verblaßte Erinnerung an ein auf dem Meere aufgefischtes verlassenes Kind — auf einem Fahrzeug, genannt der . . . . die . . .

Verdammtes Gedächtniß. Es war nie die starke Seite des Kapitäns Mervieux gewesen. Woran er sich aber noch ganz genau erinnerte, das war die dicke Negerin zu Port Napoleon, welche alle Neuangekommene betrachtete und die Schiffsjungen und Jungmatrosen ersuchte, ihr das Kreuz zu zeigen, das sie am Halse trügen.

„Und wo haben Sie Ihr goldenes Kreuz," fragte der Kapitän unsern Miguel.

„Hier," sagte Miguel und riß sein Hemd auf, um dem Kapitän das bescheidene Kleinod sehen zu lassen, das er stets getragen hatte.

„Sapperlot! Es ist wenigstens auffallend, dieses Zusammentreffen!"

„Und der Name des verschwundenen Kindes?" fragte Miguel gierig.

„Warten Sie . . . nein, warten Sie nicht . . . es fällt mir ja doch nicht ein."

„Und diese dicke Negerin — wie heißt sie?"

„Es ist unnütz, lieber Junge, darüber nachzudenken, es fällt mir doch niemals ein."

Der arme Miguel! Er zweifelte nicht mehr daran, daß er dieses verlorene Kind war; aber er mußte eben warten.

„Land!" hieß es endlich.

Miguel sprang in das Boot des Kapitäns, diesem einen flehenden Blick zuwerfend.

Und am Ufer erwartete ihn Rosalba, die treue Negerin . . .

* * *

Du wirst es mir erlassen, mein Kind, Dir die Freude der armen alten Amme zu schildern, als sie ihren Iwan wiederfand, der nicht todt war, wie sie wußte, obgleich er schon seit vielen Jahren sie nie aufgeweckt und nie mehr zu trinken verlangt hatte.

Iwan kaufte das Besitzthum seines Vaters zurück und erhielt von Sr. Maj. Ludwig **XIII.** das Recht, den Namen „Chevalier Iwan Miguel Sanchez Herglaz" anzunehmen und seinem Wappen ein goldenes Kreuz beizufügen, das auf dem Querbalken folgende Worte trug:

Notre Père, qui êtes aux cieux.

Die Besteigung des Kilimandscharo.

Seit der Entdeckung des afrikanischen Bergriesen durch den deutschen Missionär Rebmann am 11. Mai 1848, sowie seit der Feststellung seiner später von wissenschaftlicher Seite mehrfach angezweifelten Existenz durch den deutschen Forscher v. d. Decken, welcher diesen Berg 1861 mit dem Geologen Thornton und 1862 in Gemeinschaft mit Dr. Kersten besuchte, ist die Besteigung des Kilimandscharo oft angestrebt worden. Die glückliche Durchführung dieses Unternehmens, sowie die Lösung des Räthsels, welches den Krater des höchsten Gipfels, des Kibo, umgab, blieb dem deutschen Afrika-Reisenden Dr. Hans Meyer vorbehalten, welcher in Begleitung des bekannten österreichischen Alpinisten Purtscheller im Oktober 1889 den höchsten Gipfel zweimal erstieg, nachdem er zwei Jahre vorher vor den senkrechten Eiswänden des Gipfelkraters umkehren mußte. Dieser große Erfolg ist zunächst der Energie und Ausdauer Dr. Meyers, der sich durch sein früheres Mißgeschick nicht abhalten ließ und keine Kosten und Mühen scheute, um endlich die höchste Spitze Afrikas zu bezwingen, dann aber jedenfalls auch der trefflichen, sicheren Führung des mit großen Bergtouren vertrauten österreichischen Begleiters, sowie der guten alpinistischen Ausrüstung zu danken. Ueber diese Expedition liegen nun nähere Angaben in den in „Petermanns Mittheilungen" veröffentlichten Briefen Dr. Meyers an Prof. Ratzel in München vor, denen wir Folgendes entnehmen:

Die Expedition brach am 3. September 1889 von Zanzibar auf und erreichte am 25. September Marangu am Fuße des Kilimandscharo. Am 2. Oktober schlug Dr. Meyer im Vereine mit Partscheller und einem Pangani-Neger auf dem Sattelplateau zwischen beiden Bergspitzen des Kilimandscharo das Lager auf. Die Vorbereitungen zur Besteigung des Kibo, des höchsten (westlichen) Gipfels, waren sorgfältig getroffen worden. Die Besteigung selbst sollte auf der großen, nach Südosten auslaufenden Lava-Rippe, welche das Gletscherthal flankirt, bis zur Schneelinie geschehen, und von ihrer höchsten Felszunge aus die Kletterarbeit auf den Eismantel beginnen, weil dort die Eisabstürze weniger schroff erschienen, als auf allen anderen Punkten. Schnee wurde jetzt im Oktober viel weniger gefunden, als im Juli 1887, da die wärmere Jahreszeit begann. Am 3. Oktober wurde um 2½ Uhr Nachts aus dem 4350 Meter über dem Meere befindlichen Zeltlager auf dem Sattelplateau aufgebrochen und bei Laternenschein der Weg durch die mächtigen vulkanischen Trümmerfelder gesucht. Man war mit Eispickeln, Schneebrillen, Gletscherseilen, Rucksäcken und gut vernagelten Bergschuhen, Purtscheller überdies mit Steigeisen versehen. Es war eine böse Kletterei in dunkler Nacht. Als der Morgen anbrach, sah man, daß der eingeschlagene Weg nicht zum Ziele führe, traversirte nach anderthalbstündiger Arbeit die Schutthalden des Thales, sowie einen Lava-Querriegel und wurde in 5000 Meter Seehöhe von den ersten Schneeflocken überrascht. Um 7½ Uhr wurde der Rücken der Bergrippe erstiegen, und die Expedition folgte nunmehr der steilen Erhebung des Kammes. Alle 10 Minuten mußte man eine kurze Weile stehen bleiben, um dem Lungen- und Herzschlag eine Rast zu gönnen, da die Dünne der Luft sich bereits fühlbar machte. Wallende Nebelmassen und Wolken begannen die unten liegende Ebene und den Urwald zu bedecken. Um halb 10 Uhr wurde in 5570 Meter Seehöhe die untere Grenzlinie des geschlossenen Eismantels des Gipfels erreicht. Die Neigung des Felshanges betrug an dieser Stelle 30 Grad, die der darüber aufsteigenden Eiswand 35 Gr., welcher ohne Eispickel nicht beizukommen ist. Nachdem die Schneebrillen aufgesetzt, die Steigeisen und das Gletscherseil angelegt waren, begann Purtscheller um 10½ Uhr die schwierige Arbeit des Stufenhauens in das Eis. Langsam ging es auf der steilen Eiswand aufwärts, denn das Eis war sehr brüchig und erforderte alle Vorsicht. Man überstieg mehrere Klüfte und Spalten eines Gletschers und rastete unterhalb einer sehr steilen Erhebung der Eiswand in 5800 Metern Seehöhe. Vom Tiefland und seinem Wolkenmeere war nichts mehr zu sehen, die Sonne wirkte grell trotz Schneebrille und Schleier, die Temperatur blieb über 0 Gr. Die Athemnoth war beim Steigen so stark, daß man alle 50 Schritt stehen bleiben mußte, und zwar stark vornüber gebeugt, um der Schneeverdunstung möglichst nahe zu sein. Die Eisoberfläche wurde immer zerfressener, und bot das Eisfeld in Rillen, Kanten und Spitzen Hindernisse wie ein Karrenfeld. Die Kräfte der Bergsteiger nahmen in besorgnißerregender Weise ab, als endlich um 1 Uhr 45 Minuten der oberste Rand des Kibo-Kraters erreicht wurde.

Die höchste Stelle des Berges, drei Felsenspitzen lagen links davon, welche aus den Eismantel um mehrere Meter hervorragten. Zeit und Kräfte nach einer elfstündigen Kletterarbeit bis 6000 Meter Höhe reichten nicht mehr aus, um diese Felsspitzen zu erklimmen, welche erst bei der zweiten Besteigung bewältigt werden sollten. Das Hauptresultat dieses Tages war erreicht, der große Krater des Kibo mit seinen Eisabstürzen nach der Tiefe, aus welcher sich der Auswurfskegel erhebt. Der Krater hat einen Durchmesser von 2000 Metern und eine Tiefe von 200 Metern, An der Nord- und Ostseite setzt der Eismantel in steilen Galerien bis zur Tiefe herab, während an der West- und Südseite der nackte Lavafels steil zum Kraterboden abstürzt, in dem sich der mit dunkelbrauner Asche bedeckte Auswurfskegel erhebt. An jener Stelle des Kraterrandes, wo derselbe eine Oeffnung zeigt, ergießt sich aus demselben ein Gletscher. Der Rückweg wurde um 2 Uhr 20 Minuten Nachmittags angetreten und um 7 Uhr Abends glücklich vollendet. Die zweite Besteigung des Kibo fand am 6. Oktober von der Nordseite statt, und wurde an diesem Tage die höchste Felsspitze mit mehr als 6000 Metern Seehöhe bestiegen, die deutsche Flagge auf der höchsten Spitze deutscher Erde entfaltet und dieselbe Kaiser-Wilhelmspitze benannt. An diesem Tage wurde auch der Krater des Kibo untersucht. Nach mehrtägiger Rast gelang es auch beiden Reisenden, die östliche niedrigere Spitze des Kilimandscharo, den Kimawensi (von Meyer Mawensi genannt) mit großer Anstrengung zu erklimmen. Es sind dies hervorragende Leistungen der Touristik.

Verantwortlicher Redakteur: A. Roeckner in Posen. Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.